

Ansprache von Bundespräsident Roman Herzog  
aus Anlass des 150. Jubiläums des Deutschen Bühnenvereins  
am 31. Mai 1996 in Oldenburg

Es gibt Verträge, und es gibt Vertragsbrüche.

Am Anfang des Bühnenvereins stand, wie es sich geziemt, das Wort – aber ein gebrochenes. Häufige Kontraktbrüche von Schauspielern und schamlose Anstiftung dazu durch die Direktoren anderer Häuser, sich überbietende Gagen und für die Akteure angenehmere Bedingungen: Es muß am Theater zugegangen sein wie zuzeiten in der Fußball-Bundesliga.

Ferdinand Freiherr von Gall, Intendant des Hoftheaters Oldenburg, hat 1845 mit einer Denkschrift, betitelt „Vorschläge zu einem deutschen Theaterkartell“, einen der Anstöße für Ihre Existenz gegeben. Im Mai 1846 vollzog sich dann Ihr Gründungsakt. Das ist jetzt 150 Jahre her. Sie feiern, und ich gratuliere Ihnen herzlich, selbst wenn wir alle wissen, daß die angeführten eineinhalb Jahrhunderte genau genommen gar keine sind, weil es 1935 einem Herrn gefallen hat, daß ihm Ihr Verband missfiel. Er hat ihn einfach auflösen lassen. Bis zur Neukonstituierung vergingen zehn Jahre.

Der Deutsche Bühnenverein ist, so sagt man mir, der älteste und größte Theater- und Orchesterverband seiner Art auf der Welt. Er bündelt die Interessen derer, die die Theater und Orchester betreiben.

Was jetzt Bühnenverein heißt, hat 1874 so etwas wie den ersten Tarifvertrag zustande gebracht. Der Verein hat sich verdienstvoll urheberschutzrechtlich betätigt, hat eine funktionierende Schiedsgerichtsbarkeit etabliert, war an der Entstehung einer Berufsunfähigkeits-, Alters- und Hinterbliebenenversorgung beteiligt. Schließlich hat man sich – keine kleine Leistung – seit 1990 unter der energetisch drängenden Führung von August Everding beharrlich um eine neue, kohärente deutsche Theaterlandschaft bemüht.

Das alles verdient hohe Anerkennung, und zu Ihrem Jubiläum spreche ich Ihnen den Dank des Gemeinwesens für das aus, was Sie tun.

Aber eigentlich möchte ich nicht über Sozialrecht und Tarifprobleme sprechen, sondern über das, worum Ihr gesamtes Bemühen kreist: ein funktionierendes Theater und ein breites Musikangebot.

Zum Einstieg will ich an eine alte Theateranekdote erinnern:

Da ist der Schauspieler Theodor Danecker, einer von Max Reinhardts Lieblingen. Er, ein großer, aber inzwischen nicht mehr ganz so jungfrischer Textkünstler, raunte mit einem Anflug von Verzweiflung der Souffleuse zu, die ihm beim ersten Auftritt den ersten Satz zuflüsterte: „Keine Details, liebe Dame, welches Stück?“

Dieses Bild möchte ich mir dienstbar machen. Es gibt bei Ihnen eine solche Fülle kompliziertester Details, daß man sich in ihnen glatt verlaufen könnte. Schauen wir aber doch, was das überhaupt für ein Stück ist, das da heutzutage läuft, und welche Rolle Kultur und Kunst, besonders Theater und Orchester, darin spielen.

II.

Wir sind im Allgemeinen, und zu recht, stolz auf unsere Kultur in Deutschland.

Keine wichtigere Ansprache, keine Sonntags- und keine Festrede, in der nicht mit nötigem Impetus von der essentiellen und vitalen Kraft der Kultur die Rede ist, in der nicht der lebensnotwendige Erhalt und die Pflege der kulturellen Wurzeln gepredigt würde. Nicht schlecht! Wer A sagt, der müsste auch B sagen. Aber die Konsequenzen solchen Redens werden nicht sichtbar.

Der Punkt ist, daß es ja selten an der guten Absicht fehlt. Es wissen aber so reichlich viele, wenn sie vollmundig die „Kultur“ im Mund führen, nicht, worüber sie genau reden, was das eigentlich ist, wie es funktioniert und worauf es ankommt.

In Ihrer Vereinigung geht es um

- circa 345 Theater, große wie kleine, öffentliche und private,
- um ca. 140 Orchester,
- alles zusammen mit etwa 60.000 Beschäftigten, davon etwas mehr als ein Drittel im echt künstlerischen Bereich.

- Das alles hat zuletzt jährliche Zuwendungen aus privaten und - hauptsächlich - öffentlichen Mitteln in Höhe von rund 4,3 Milliarden Mark erfordert. Das entspricht, wenn man rechnet, gerade einmal 54 Mark pro Kopf und Jahr für jeden Bundesbürger. Zum Vergleich: Die Rundfunkgebühr pro Haushalt und Jahr beträgt gegenwärtig 285,60 DM, ab 1997 in der Gegend um 336 DM.

Fazit: 0,075 Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung zeichnen zu einem Jahrespreis von 54 DM pro Einwohner für die Herstellung von etwas verantwortlich, was – ich zitiere meinerseits die zitierten Reden – einerseits eine Säule von Sein und Befindlichkeit unserer Selbst ist, andererseits etwas, was wir selbst hinterlassen wollen, damit der künftige Stolz unserer Nachfahren auf uns fällt.

Kein übertrieben gigantischer Aufwand für etwas, was wichtig ist und Zeiten überdauern soll.

### III.

Vom Theater und von der Musik reden, heißt in diesen Zeitläufen von den Finanzen und vom Geld reden.

Ein guter Intendant ist, sagt voller Ironie Ihr Präsident, einer, der spart und möglichst wenig Geld ausgibt. Von Kunst ist in dieser Qualitätsbeschreibung nicht die Rede.

Nun lachen Sie aber nicht vorschnell. Die Zeiten pekuniären Überflusses sind vorerst vorbei. Das muß man einfach zur Kenntnis nehmen. Gesundreden und verdrängen hilft da überhaupt nicht. Es ist absolut zwingend, sich in die Lage derer zu versetzen, die das knappe Geld verteilen müssen und die vor allem beständig an die vier Millionen arbeitslos gemeldete Personen denken müssen. Die und deren Familien müssen schließlich auch von irgendetwas leben und – wichtiger noch – sie müssen zurück in eine würdige, menschengerechte Existenz, in Arbeit und Brot kommen, was zunächst erst einmal wieder einen Batzen Geld kostet. Die Musik, daran führt nichts vorbei, spielt heute vorrangig im materiell-existentiellen Leben.

Augenscheinlich liegt der Fall so, daß wir uns in Umrissen überaus vertretbare, sogar eher mäßige Ausgaben für Theater und Musik leisten, daß es aber trotzdem Schwierigkeiten macht, die notwendigen Summen aufzubringen. Was tut man da? Vor der Therapie kommt die Diagnose. Die muß ehrlich und völlig schonungslos sein. Nur dann ist sie wahrhaftig und bietet eine Chance, daß man weiterkommt.

Wenn man in die Analyse verdeckt schon das hineinlegt, was hinterher herauskommen soll, ist das garantiert der falsche Weg.

Auf dieser Grundlage muß man feststellen:

1. Geld und Ressourcen sind knapp. Sie müssen nach Prioritäten und Notwendigkeiten möglichst gerecht und effektiv verteilt werden. Theater und Musik sind wichtig, Verhinderung öffentlicher und privater Armut noch wichtiger.
2. Wir besitzen in Deutschland unbestreitbar ein immer noch außerordentlich blühendes, vielfältiges und vielseitiges kulturelles Leben. Wir gehen also nicht gleich unter, wenn – ich spreche von der Gesamtlandschaft – weiter eingespart werden muß.

Ich möchte, über den Redeanlass hinausgehend, Ihren Kollegen Peter Stoltzenberg zitieren. Der sagt:

„Wir leben nicht in einer Elendsrepublik, sondern in einem Wohlstandssumpf. Anders ist eine Gegend nicht zu bezeichnen, in der ein Feiertag weniger oder die 40-Stunden-Woche im öffentlichen Dienst, um die Wiedervereinigung oder die Pflegeversicherung zu bezahlen, zur erbitterten Streitfrage werden. Es wäre nur widerlich, würde es nicht so erschreckend auf den sittlichen Zustand unseres Gemeinwesens verweisen.“

3. Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein, sondern – gerade langfristig – von seiner nichtmateriellen Befindlichkeit. Theater, Musik, andere Künste, Kultur schlechthin, sind für einen ausgeglichenen Seelen- und Gefühlshaushalt unerlässlich. Der wiederum ist zentral für eine menschenwürdige, zufriedene Existenz. „Theater ist das Fitness-Center für die Sinne und Gefühle“, sagt der große George Tabori, „und Schlüsselloch zu unserem eigenen Geheimnis“, also zu unserem innersten Ich.

Das bedeutet, daß man auch in kulturellen Belangen eine Minimalgrenze nicht unterschreiten darf. Eine angemessene kulturelle „Grundversorgung“ ist unverzichtbar. Verstöße dagegen rächen sich langfristig. Es kann unter Umständen Generationen kosten, um etwas wieder zu schaffen, was man unüberlegterweise kurzum über Bord hat gehen lassen.

In Summe: Die Kultur muß einerseits akzeptieren, daß es noch Existenzielleres gibt, andererseits kann sie nicht undifferenziert allfälliges

Sparpotential abgeben. Tut sie es doch, werden unsere Kinder die Zeche bezahlen.

In der unentwirrbaren Gemengelage zwischen Bewahren und Sparen bilde niemand sich ein, es könne alles so bleiben wie es war, vielleicht auf etwas niedrigerem Niveau. Unsere Zukunft erwächst aus der vorhandenen Situation. Fortschritt gedeiht aus schmerzlichen Veränderungs- und Anpassungsnotwendigkeiten. Es tut weh, wenn das eine oder andere preisgegeben werden muß. Das ist jedoch allein schon deshalb sinnvoll, weil nur so Platz geschaffen wird, damit Anderes und Neues wachsen kann.

Nicht jede bestehende Einrichtung, nicht jedweder künstlerische Spielplan, nicht jegliche Sparte, nicht jede vorhandene Personenausstattung wird weiter finanzierbar sein. Es muß aber vernünftig zugehen bei dem, was wir tun, nicht zufällig. So kann und darf es zum Beispiel nicht sein, daß bei finanziell notwendigen Spartenschließungen generell immer das Tanztheater ausradiert wird. Dann haben wir nämlich plötzlich gar keines mehr.

Was man der Schließung des Schiller-Theaters vorwerfen kann, ist, daß sie eher spontan erfolgte und nicht das Ergebnis einer rationalen, strategischen Überlegung war. Aber der Tod dieses Theaters hat anderen Einrichtungen in Berlin zu einer auf Zukunft hin tauglicheren Weiterexistenz verholfen, als es bei einer proportionalen Kürzung für alle möglich gewesen wäre.

Ganz unvermeidlich werden weitere öffentliche Debatten geführt werden müssen, ob man etwas erhalten kann oder nicht, und zwar nicht nur in Berlin, sondern im ganzen Land.

IV.

Regelmäßig muß und wird es aber andere Lösungen geben als den Tod. Vor allem Flucht aus Routine und Klischee. Das gilt für Theaterträger ebenso wie für Theaterleiter.

Es wird gehen um Fragen wie

- Erschließung zusätzlicher Geldquellen,
- Einsparungen,
- Optimierung im Organisatorischen und
- Attraktivitätssteigerung.

1. Mehreinnahmen erreicht man kaum über höhere Eintrittsgelder. Das auf diese Weise erzielbare Zusatzaufkommen ist eher marginal. Auch private Portemonnaies gelangen einmal an eine Grenze, wo höhere Ausgaben für Kulturelles unversehens in Konsumverzicht umkippen. Das macht keinen Sinn.

Ein berechtigtes Anliegen wird es freilich sein, darüber zu debattieren, wie Umlandgemeinden, deren Bewohner davon ja auch profitieren, sich finanziell stärker am kulturellen Angebot der Zentren beteiligen können.

Dann gibt es da das Zauberwort von den Sponsoren und dazu ganz wundersame Vorstellungen über damit verbundene Möglichkeiten und Synergieeffekte.

Wo sich solche Mittel einwerben lassen, warum nicht? Aber nur, solange das nicht zum System wird und ein überhöhter Anteil an Fremdgeldern bei der Budgetierung geradezu erwartet wird. Die private Mark darf kalkulatorisch nicht ausnahmslos die eingesparte öffentliche Mark ersetzen.

Ich möchte die öffentlichen Haushalte eindringlich vor einer Praxis der systematischen und bewußten Unterfinanzierung von Einrichtungen warnen. In einzelnen Fällen mag das ja zum Erfolg, in vielen wird es zu ruinösen Zuständen führen. Es ist Notlüge und Selbstbeschwichtigung, zu behaupten, ein Kulturvermittler, wenn er nur intelligent genug ist, könne ihm fehlende Mittel in der Wirtschaft leicht eintreiben.

Geld ist nämlich überall knapp, nicht nur bei den privaten Haushalten und beim Staat. Gerade einmal fünf Prozent der Kulturausgaben kommen nach heutigem Stand von Sponsoren. In den USA, dem angeblichen El Dorado, ist vieles anders, besonders auch das Steuersystem und vor allem die extrem niedrigere Steuerbelastung für Unternehmen und Einzelpersonen. Darüber muß man dann bei dieser Gelegenheit auch einmal reden. Dennoch soll der Fluß der Sponsorengelder auch in den Vereinigten Staaten deutlich rückläufig sein.

Selbstverständlich könnte darüber diskutiert werden, ob man Kultur bei uns nicht vollständig anders konzipieren, ob nicht der Staat sich zurückziehen und das Feld, jedenfalls weitgehend, Privaten überlassen sollte. Man könnte. Doch sehe ich mich nicht in der Lage, das anzuraten. Das gibt dann vielleicht auch Kultur, aber in einer vollkommen anderen Art, als wir sie herkömmlicherweise pflegen: Eine Art Kaffeeröster-Kultur, wo nicht Vielfältiges angeboten, sondern nur auf ganz Weniges gesetzt

wird, das ohnehin als Selbstläufer gilt. Die Konzeption ist nicht das Markenzeichen, mit dem wir in aller Welt etwas gelten.

Bei uns muß die kulturelle Grundausstattung, einschließlich der damit verbundenen Traditionspflege, als Pflichtaufgabe der öffentlichen Hände und nicht als freiwillige Leistung nach Lust und Laune begriffen werden. Bei rund 1% Ausgaben der öffentlichen Hände für Kultur, gemessen an den Gesamtbudgets, kann ohnedies keiner ernsthaft glauben, man könne gerade damit Haushalte sanieren.

Wenn dem Staat wirklich an nennenswert vermehrtem privatem Kapital für Kultur liegt, dann muß er an das Steuersystem gehen, vor allem auch die Erbschafts- und Schenkungssteuer so regeln, daß das für private Zuwender attraktiv wird.

## 2. Jetzt zum garstigen Lied vom Sparen.

Auch die Kultur tut gut daran, das ökonomische Umfeld zur Kenntnis zu nehmen, in dem sie sich bewegt. Was für das gesamte Volk dringend angesagt ist, davon ist der Kulturbetrieb nicht ausgenommen. Für eine Weile wird man den Lebensstandard effektiv reduzieren müssen. Alle Erfahrung lehrt, daß das geht, wenn es sein muß. Nur wer sich darauf einstellt, überlebt.

Einsparen ist aber nicht gleich einsparen. Es gibt intelligenteres und dümmeres Sparen.

Dumm ist eine Einsparung dann, wenn sie global und unindividuell alle so trifft, daß niemand mehr vernünftig arbeiten und die Leistung bringen kann, für die er da ist. Ein Theater, das zum Gehäuse mit Menschen gerinnt, aber nicht mehr oder immer weniger spielt, ist völlig sinnlos. Da ist es dann im Zweifel doch gescheiter, gleich die politische Traute aufzubringen und etwas zuzumachen.

Es kommt auch sehr darauf an, wo man den Sparhebel ansetzt. Sprechtheater haben wir – verzeihen Sie – in jeder Mittelgemeinde, in den größeren Städten sogar mehrfach und nicht immer in einer Qualität, die alle Fragen erübrigt. Die Donaueschinger Musiktage in ihrer Form sind aber wirklich einzigartig. Tanz- und Puppentheater müßten wir, wenigstens in der Substanz, überhaupt erhalten.

Unvernünftig ist es auch, im gleichen Rahmen wie alle anderen gerade jene zu kürzen, die selber und aus eigenem Antrieb schon beträchtliche Rationalisierungsleistungen erbracht haben. So ruiniert man jede gesunde Motivation.

Zweifel plagen mich, weiterhin, wenn für Spielzeiten bereits bewilligte Mittel nachträglich und einseitig gekürzt werden, nachdem die nötigen Verträge längst rechtsverbindlich abgeschlossen sind. Das hat etwas mit Vertragstreue zu tun, die zu gewährleisten der Bühnenverein ja angetreten ist.

In Zeiten von Sparsamkeit leben heißt ferner nicht, überhaupt nichts mehr investieren. Das fällt mir immer wieder bei den vielen Fest- und Feierakten auf, bei denen ich bin, wo etwas gerühmt wird, was zwei- und dreihundert Jahre zurückliegt: ein Schloß, ein Opernhaus, eine Kunstsammlung, eine opulente Innenausstattung. Oft war auch das in den Augen der darbindenden Zeit ein Akt hemmungsloser Geldvergeudung. Heute leben wir aber davon, häufig touristisch.

Was ich skizziere, stellt einen echten, harten, wirtschaftlichen Standortfaktor dar. Deutlich wird das, wenn wir einen Blick auf das Nachbarland Österreich richten, kleiner als wir, aber mit einem ausgeprägten und sehr bewußt gepflegten Kultur-Appeal. Man muß nur hinsehen, um zu erkennen, was sich daraus nicht nur kulturell, sondern auch touristisch-ökonomisch machen läßt.

Bestandteile des Sparens sind sehr wohl auch symbolische Gesten. Solche Akte guten Willens bewirken mehr, als man gemeinhin meint. In dieses Feld gehört die Vertragsgestaltung des Spitzenpersonals, wobei ich noch nicht einmal besonders an die Höhe von Honoraren denke, sondern an die vielen Nebenverdienste, wobei jede kleinste Extraleistung nochmals üppig abgegolten werden muß. Einige ruinieren da das öffentliche Bild aller.

3. Das größte Einsparpotential wird wahrscheinlich im Organisatorischen liegen.

Daran ändert sich nicht einmal etwas, wenn – was ich immerhin für möglich halte – dieses Potential fälschlich für höher eingeschätzt wird, als es tatsächlich ist. Ich glaube, daß hier noch längst nicht alle Möglichkeiten ausgereizt sind. Oft ist, was möglich ist, vermutlich noch nicht einmal richtig angedacht. Ich bin zum Beispiel ziemlich überzeugt davon, daß – je nach Sparte – in Kooperationsmodellen noch

Rationalisierungsmöglichkeiten stecken. Über einen Theaterspielplan in Blöcken müßte man immerhin verstärkt nachdenken.

Not macht zwangsläufig erfinderisch. Unter dem Aspekt scheint es mir nicht einmal so schlecht, wenn wir zeitweilig in weniger Geld schwimmen. Sie sollten für Ihre Gemeinden und Häuser die Chance, die darin auch liegt, beherzt beim Schopf packen.

Und im übrigen: seien wir doch ehrlich! In unserer Gesellschaft finden momentan vorwiegend Verteilungskämpfe statt. Wir definieren uns durch das, was wir haben, nicht durch das, was wir sind. Anders gefragt und gesagt: Wo bleiben die Inhalte? Es dürfte beim notwendigen Verteilen ruhig auch etwas stärker um Konzepte gehen.

Dankbar hervorheben muß man beim heutigen Stand der gesamtwirtschaftlichen Debatte, daß es bei dem gesamten künstlerischen Personal eines Theaters – Solisten, Chor und Ballett – keinerlei tarifvertragliche Begrenzung der wöchentlichen Arbeitszeit gibt. Gegebenenfalls wird bis zu 60 Stunden gearbeitet, ohne daß auch nur eine müde Mark Überstundenvergütung anfällt. Das jetzt in der Breite diskutierte und für uns überlebenswichtige „Bündnis für Arbeit“ hat der Theaterbereich in Teilen also seit Jahren vorgemacht. Im Osten leider öfter als im Westen, wo es auch dringend nötig wäre. Es hat bemerkenswerte Fälle gegeben, in denen das künstlerische Personal zum Erhalt der Arbeitsplätze zu großen Sonderopfern bereit war: Verzicht und Verschiebung vereinbarter Gagenanpassung und –erhöhung; Verzicht auf das 13. Monatsgehalt.

Noch eine Bemerkung an die Adresse von Orchestermusikern und nichtkünstlerischem Personal: Sie üben einen diffizilen, meist unterschätzten, hochqualifizierten Beruf aus. Wir alle freuen uns und haben etwas davon. Aber mit der Starrheit (ich habe nur „Starrheit“, und nicht Sturheit, gesagt) ihrer tarifvertraglichen Regelungen drohen sie manchmal den Theaterbetrieb ernsthaft und entscheidend einzuengen. Es wäre wünschenswert, wenn man sich hier zu etwas größerer Flexibilität bereitfinden würde.

Einen besonderen Dank möchte ich noch an die Privattheater anfügen, selbst wenn sie selten so privat sind, daß sie gar keine öffentlichen Zuwendungen beziehen. Sie entlasten den Staat und füllen ihre Häuser auf eine Weise, die sich rechnet, mit einem Programmangebot strukturell

anderer Art. Lachen und Befriedigung des Amüsiertriebs sind ja nicht an sich etwas Schlechtes.

Ich habe, meinen Damen und Herren, persönlich auch nicht das mindeste gegen die Musical-Tempel, die jetzt überall aus dem Boden schießen. Ich habe nichts dagegen, solange diese Entwicklung Teil des Kulturlebens ist und nicht Monokultur wird und solange keiner behauptet, da werde nicht massiv öffentlich subventioniert. Mit dem einen Unterschied, daß dieses Geld aus den Wirtschaftstöpfen rührt. Wen kann es denn stören, daß das funktioniert, solange es funktioniert?

4. Theater dienen der Kunst. Sie sind aber auch Dienstleistungsbetriebe. Obwohl sich manches gebessert hat, ist der Service für die Kundschaft freilich oft sintflutlich. Da muß sich noch viel ändern. Karten zu ordern muß einem leicht gemacht werden. Man muß ohne strategischen Aufwand an sie kommen können, rund um die Uhr, von überall her. Und man muß auf eine heute gebräuchliche, bequeme Art, etwa mit Kreditkarte und auch telefonisch, bezahlen können. Die Garderoben sind manchmal ein Fiasko, die Anfangszeiten zumindest überdenkenswert. Karten unter Einschluß des Gebrauchs öffentlicher Verkehrsmittel könnten meines Erachtens nach noch häufiger werden. Schließstage sind fragwürdig. Schließstage sämtlicher Theater und Museen an einem Ort am gleichen Tag grotesker Unfug. Müssen die Häuser wirklich im Sommer alle zwei Monate zusperren? Und warum betreiben die meist zentral gelegenen Häuser keine durchgängig geöffneten Restaurants und Cafés, in denen Leben auch außerhalb der Spielstunde stattfinden kann?

Fragen aus dem konzeptionell-künstlerischen Bereich kommen hinzu. Regietheater muß ja sein dürfen. Man kann das aber erst dann voll begreifen und würdigen, wenn man den „Othello“ schon fünfmal gesehen hat. Sie brauchen also fünf eher konventionelle Inszenierungen von guter Machart, um das Publikum mit Musik und Theater, mit ihrer Art und ihren Ausdrucksmöglichkeiten, überhaupt vertraut zu machen. Damit, und mit grundsolidem Handwerk, fängt Kunst erst an. Sonst verjagen Sie die Leute, auf deren kontinuierlichen Zuspruch Sie angewiesen sind.

Überhaupt benötigen Sie noch sehr viel effizienteres Marketing. Das sind nicht hauptsächlich einzelne Reklamemaßnahmen mit „Gag-Charakter“. Es geht darum, daß die Bevölkerung in einer Stadt sich permanent und fest mit ihrem Theater identifiziert. Es muß prononciert „ihres“ sein, genauso wie „ihr“ Fußballclub. Dazu muß man die Spielstätten systematisch zu einem als solchen empfundenen Mittelpunkt im Leben der Bürger machen.

Was das Theater tut, auch was es nicht tut, müßte Gesprächsstoff zwischen allen, Theater und Musikleben einer Gemeinde müßten buchstäblich jederzeit in aller Munde sein. Das kommt nicht von selbst. Dafür muß man etwas tun.

Darin, und nicht nur im Künstlerischen, liegt meines Erachtens die große Leistung etwa der Direktoren am Wiener Burgtheater und der Intendanten am Zürcher Opernhaus.

V.

Zum guten Schluß noch zwei Punkte, die ich auf unterschiedliche Art für wichtig halte.

1. Sie müssen sich, meine Damen und Herren, Ihr Publikum systematisch heranziehen. Das fällt Ihnen nicht in den Schoß. Wenn es bei uns auch morgen noch ausgeprägten Musik- und Theaterbetrieb geben soll, dann müssen Sie schon heute sehr aktiv um die Besucher von morgen werben. Die Leute, die dann Ihre Karten kaufen – oder es bleiben lassen –, sind die, die jetzt jung sind. Um des Überlebens willen sollten Sie eine wirklich nachhaltige Offensive starten, Kinder und Jugendliche an Ihre Häuser zu gewöhnen und zu binden. Und: es ist außerordentlich wichtig, daß Sie das Erziehungspersonal, Eltern und Schulen, für Ihr Anliegen gewinnen.

Eben hier liegt meine wirkliche Sorge. Es geschieht zwar nicht nichts, aber eindeutig zu wenig. Selbst wenn es niemals genug war, waren die Verhältnisse, sagt mir mein Eindruck, schon besser. Man muß gerade hier klotzen und nicht kleckern. Es ist das Fatalste, was man überhaupt tun kann, in Zeiten finanzieller Knappheit die Bedienung des Nachwuchspublikums einzustellen. Wer taugliche Kinder- und Jugendtheater zusperrt, und genau das geschieht, der bestraft sich auf die Dauer selbst.

2. Freizeit spielt sich heute weithin vor dem Fernseher ab. In diesem Medium findet Theater aber inzwischen – auch wenn es jüngst löbliche Ausnahmen gibt – kaum mehr statt, weil das die ominöse Quote „küllt“. Nun gehören ARD und ZDF dem Bühnenverein an. Mitgliedschaften ohne Pflichten gibt es nicht. Ich möchte den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten von dieser Stelle aus ins Gewissen reden, den Erziehungs- und Kulturauftrag, den sie haben, umfänglich wahrzunehmen. Mir ist nicht klar, wie Anstalten, die sich ja hauptsächlich aus Gebühren finanzieren, diese für ihr

Wesen notwendige Finanzierung auf Dauer legitimieren wollen, wenn sie – jenseits des Nachrichtenbereichs – nur mit dem aufwarten, was die Privaten auch reichlich bieten.

VI.

Über vieles habe ich jetzt gesprochen, und doch nicht über das Eine und Zentrale, die Flamme der leidenschaftlichen Gefühle, des ständigen Spiels aus Gedeih und Verderb, dieses tägliche halbrecherische Alles oder Nichts, das Ihr Geschäft ist und seine Anziehungskraft ausmacht. Daß dieses Ihnen innewohnende Feuer immer kräftig weiterlodert, das wünsche ich Ihnen.

Wenn man ins ferne Ausland kommt – fast gilt die Faustregel: je weiter weg, um so mehr -, dann merkt man sehr rasch, welch ungeheuer guten Ruf die deutsche Kultur hat. Vielfach übersteigt das sogar unsere industrielle und technologische Reputation. Das ist ein Pfund, mit dem man sorgfältig umgehen muß und mit dem sich trefflich wuchern läßt. Insoweit wuchere ich gern. Daß noch in hundertfünfzig Jahren in der ganzen Welt von Deutschland als einem Land die Rede ist, wo die Kultur zu Hause ist, das wünsche ich mir, das wünsche ich uns allen.